Zeitschrift: Schweizer Monat : die Autorenzeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur

Band: 100 (2020)

Heft: 1078

Rubrik: Kleine Reiselektüren

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DIE FRAU AUF DEM MOND

Kurz nachdem ich über Bord gesprungen war, warf mir eines der Besatzungsmitglieder unbeeindruckt einen Rettungsring zu. «Happens all the time», sagte der Mann zu meiner völlig verängstigten Freundin. «People get so sick, they jump.»
Lebensmüde bin ich eigentlich nicht. In schlimmen Zeiten halte ich es mit Dorothy Parker: razors pain you / rivers are damp / acids stain you / and drugs cause cramp / guns aren´t lawful / nooses give / gas smells awful / you might as well live. Und eigentlich hatte ich auch auf diesem Segelschiff nicht die Intention zu sterben. Nach vier Tagen durchgehendem Elend wollte ich einfach nur runter. Dass runter das freie Meer und damit der potentielle Ertrinkungstod war: egal.
Es gab noch keine Reise in meinem Leben, in der die Übelkeit zu Hause geblieben ist. Jedes Auto, jedes Schiff, jedes Flugzeug, jeder Zug, jede Gondel kann mich innerhalb von Sekunden von einem Menschen, der neugierig ist auf die Welt, in ein leichenblasses Häufchen verwandeln; und manchmal verlier ich dabei den Verstand. Ich bin auch schon in Berlin aus dem Bus getaumelt, ohne da angekommen zu sein, wo ich eigentlich hinwollte.
In der Literatur ist Reiseübelkeit selten mehr als eine Pointe, Seekrankheit ausgenommen, denn die trifft auch die Harten und sagt damit etwas über das Meer (es ist noch härter). Sonst gibt es keine poetischen Gedanken, kein bewegender Anblick, wenn sich alles nur noch dreht. Mich tröstet, dass auch die am weitesten Reisenden darunter leiden. Astronauten können haarsträubende Reiseübelkeit entwickeln. Wenn ich wieder an der Reling hänge, stelle ich mir manchmal vor, ich bin eigentlich auf dem Weg zum Mond. Ähnlich triumphal fühlt es sich auch jedes Mal an, wieder festen Boden unter den Füssen zu haben.

Yael Inokai
ist Autorin. Für ihren Roman «Mahlstrom» (Edition Blau) wurde sie 2018 mit dem Schweizer Literaturpreis ausgezeichnet. Inokai lebt in Berlin.

DAS REISEN UND SEIN GEGENTEIL

Eben habe ich zum dritten Mal meinen Flug nach Bilbao umgebucht. Das geht in diesen Tagen umstandslos und gebührenfrei. Mit jeder Umbuchung schiebt sich allerdings die Reise tiefer ins schwammige Reich der Sehnsucht.
Was wollte ich eigentlich?
Ich wollte in einer Pension in der Altstadt von Bilbao eine Novelle beenden. Das mag in diesen Tagen als ein doppelt unsinniges Vorhaben erscheinen. Reisen und Literatur. Während die Pandemie uns in jeder Hinsicht einschränkt, ein Miteinander verbietet, Geist und Körper gleichermassen lähmt. Immerhin ist damit das Reisen zu seinen Ursprüngen zurückgekehrt: der Sehnsucht.
Im Grunde ähneln sich Reisen und Schreiben. Sie entspringen demselben Wunschkomplex: Eine Flucht aus seinen Lebensverhältnissen hinaus, einen Blick auf das andere wagen und zugleich ein Zusichkommen. Es gibt grossartige Reiseliteratur, keine Frage, aber wenn es zum Genre verkommt, langweilt es gewaltig, die Weltumseglung eines wohlhabenden Schweizers, die afrikanischen Liebeleien einer Deutschen, das Wandeln auf Goethes Spuren durch Rom, so neulich wieder ein junger traditionsbewusster Romancier. Ihnen fehlt vielleicht weniger die Sehnsucht als die innere Notwendigkeit, die Ahnung, dass am Ende eine tragische Vergeblichkeit aufwarten könnte. Vermutlich müssen wir auf die Erfahrungsberichte Geflüchteter warten, um eine Reiseliteratur zu lesen, die auf der Höhe der Zeit und in ihrer Tragik wahrhaftig wäre.
So gesehen ist es doch gut, dass ich nicht nach Bilbao fliegen kann. Der junge traditionsbewusste Romancier empfiehlt übrigens, die Pandemie zu nutzen und dieses Jahr einmal durch die Heimat zu reisen. Damit «wir» uns besser kennenlernen. Das wäre dann die Antithese zum Reisen: die platte Selbstvergewisserung.

Daniel Goetsch
ist Autor. Er wurde 1968 in Zürich geboren, lebt seit 2004 in Berlin. Zuletzt von ihm erschienen: «Fünfers Schatten» (Klett-Cotta, 2018).

TROPENHELM

André Gide sitzt bei Kaffee und Biscuits an einem kleinen Tisch mit kariertem Tischtuch, einen Tropenhelm auf dem Kopf. Im Hintergrund eine Rundhütte mit Strohdach, auf der Lehne von Gides Safaristuhl ein kleines Pelztier, eine Manguste, soviel man sehen kann. Wir sind in Afrika. Gide hat sich aus verschiedenen Gründen diesem Kontinent zugewandt, unter anderem, um auf die schmähliche Rolle der weissen Ausbeuter hinzuweisen. Mehr als löblich. Nur, es fällt auf, wie weiss Gide selber ist. Sein Gesicht, sein Hemd sind weiss, seine Schuhe sind weiss, auf manchen Bildern ist sein ganzer Anzug weiss, und weiss ist sein Tropenhelm. In Farbe und Intention. Der Helm soll ihn vor dem schwarzen Kontinent schützen. Was könnte ihm da nicht alles auf den Kopf fallen, eine Kokosnuss, eine überreife Mango, ein ungeschickter Affe, der den Griff nach dem nächsten Ast verfehlt. Die Afrikaner brauchen keine Tropenhelme, sie haben offenbar ein Gespür dafür, wann sie den Kopf einziehen müssen. Dem sensiblen Literaten hingegen scheint Gespür mitunter abzugehen, etwa als er ein Buch von Proust ablehnt oder hier am Kaffeetisch mit Kännchen und Zuckerdöschen und mit Tropenhelm. Ja, die Sonne strahlt unbarmherzig, aber dagegen genügte auch ein Strohhut. Nur eben, Kolonialstil muss sein für das kolonialistische Gemüt. Womit nicht so sehr Gide gemeint ist als wir alle. Wo immer wir ausserhalb unseres natürlichen Habitats auftauchen, tun wir das mit Tropenhelm. Der nimmt die verschiedensten Formen an, etwa die der Bildungsbeflissenheit oder die einer Bierflasche, beides durch Strassen getragen, welche, sagen wir, von den alten Römern gebaut worden sind. Es müssen ja nicht immer exotische Orte sein. Schon im Land nebenan können wir unangenehm weiss behelmt aus dem schattierten Bild herausstechen, wenn uns entgeht, dass sich das Land nicht um unser Wohlbefinden, unsere Kaffeepause dreht. Ich sage nicht, dass man nicht reisen soll. Wer möchte schon so radikal sein. Gegen die Tropenhelme wäre es allerdings das Richtige.

Christina Viragh

ist Autorin und Übersetzerin. Für ihren Roman «Eine dieser Nächte» (Dörlemann, 2018) wurde sie 2019 mit dem Schweizer Literaturpreis ausgezeichnet. Viragh lebt in Rom.

Welches Kulturerlebnis hat Sie zuletzt begeistert und warum?
Um den Coronawehen zu trotzen, habe ich vom Garten des Wasserschlosses Villa Concordia, in dem ich wohnen und arbeiten darf seit 10 Jahren, dreimal in einer Woche einen musikalischen Abendgruss an alle Nachbarn und Passanten vom Trompeter Till Fabian Weser darbieten lassen. Es war so rührend, mitzuerleben, wie die Musik nun in einer stilleren Welt klingt, wie viel sehnsüchtiger, künstlerisch präziser, aber auch vereinzelter. Ich bilde mir ein, ich hätte die Sehnsucht der Menschen nach gemeinsamem kulturellem Erlebnis gespürt.

Welches Werk hat eine Weichenstellung in Ihrem Leben oder Denken bewirkt?
Das waren zum Glück viele verschiedene. Darf ich zwei nennen? Das Musical «Kiss of the Spider Woman» von John Kender und Fred Ebb nach dem Roman von Manuel Puig. Und der Film «An Angel at My Table», der das Leben der Autorin Janet Frame beschreibt, von Jane Campion.

Welches ältere Werk lohnt sich auch heute noch oder immer wieder?
Heines «Waldeinsamkeit».

Wem vertrauen Sie bei Tips in Sachen Kultur?
Meiner Mutter und meinem Instinkt.

Woran fehlt es Ihrer Meinung nach gerade im Kulturbetrieb?
An Selbstironie und immer an Geld.

Welches Buch liegt gerade auf Ihrem Nachtkästchen?
«Sex und Lügen» von Leila Slimani und Gedichte von Nancy Hünger: «4 Uhr kommt der Hund».

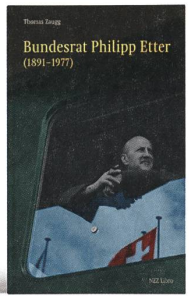
Nora Gomringer

ist Lyrikerin und Slam-Poetin. Sie leitet das internationale Künstlerhaus «Villa Concordia» in Bamberg und fungiert als Jurorin beim Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb in Klagenfurt.

SACHBUCH

Chefredaktor mit 20, Bundesrat mit 43

Thomas Zaugg: Bundesrat Philipp Etter (1891–1977).
Zürich: NZZ Libro, 2020.
Besprochen von Ronnie Grob, Chefredaktor dieser Zeitschrift.



«Ich werde jenen Beruf wählen, in welchem ich am meisten wirken kann. Meine innere Neigung ruft mich zur Journalistik. Ich erkenne in der Stimme meines Herzens den Ruf des Heilandes und will ihm folgen.» Diese Worte schrieb der 19jährige Philipp Etter 1911 in sein Exerzitienheft und versprach, gegen Freimaurertum, Liberalismus und Sozialismus zu kämpfen: «Mein Leben ist meinem Heilande geweiht, und wenn ich ihm auch nur als armes Zeitungsschreiberlein dienen kann.» Etter wurde 1912 mit 20 (!) Chefredaktor der «Zuger Nachrichten», der Parteizeitung der Zuger Katholisch-Konservativen, und leitete sie während 22 Jahren.

Die Biografie von Thomas Zaugg stellt vieles von dem, was Etter nachgesagt wird, in ein neues Licht. Auch wenn er im Zweiten Weltkrieg ein Berufsregister nach korporativem Vorbild zu schaffen vorschlug, mit dem sich die Journalisten eigenverantwortlich der Zensur unterwerfen sollten, war er keiner, der nur darauf wartete, sich Nazideutschland an die Brust zu werfen – wie Briefwechsel aufzeigen, fürchtete er den Nationalsozialismus wie auch den Bolschewismus. Dass er, als Bundesrat, Wendungen wie «der ewige Jude» verwendete, mag aus heutiger Sicht erschrecken, ist aber auch aus der Zeit heraus zu verstehen. Zaugg entlarvt Etter als typischen katholisch-konservativen Exekutivpolitiker, wie man ihn heute noch in den Reihen der CVP antrifft: ein vorsichtiger Zögerer, Zauderer und Kompromissler, ein Opportunist vielleicht in einigen Fragen.

Mit 26 überlebte Etter die Spanische Grippe und wurde in den Kantonsrat gewählt, dann mit 30 in den Regierungsrat, mit 39 in den Ständerat und mit 43 in den Bundesrat – um dort, zum «Etternel» geworden, während 25 Jahren zu verbleiben. Etter war zehnfacher Familienvater und gilt als Vater der geistigen Landesverteidigung. 1937 schrieb er: «Die bewaffnete Verteidigung des Landes ist eine primäre und wesenhafte Aufgabe des Staates. Die geistige Landesverteidigung dagegen fällt primär nicht dem Staat, sondern dem Menschen, dem Bürger zu.»

LITERATUR

Ein Sommer des Abschieds

Ariela Sarbacher: Der Sommer im Garten meiner Mutter.
Zürich: bilgerverlag, 2020.
Besprochen von Anja Raaber, Redaktorin dieser Zeitschrift.

Wie verabschiedet man sich von einer Mutter, die einen das ganze Leben lang kontrollierte? Diese Frage stellt sich bei der Lektüre des Debütromans «Im Garten meiner Mutter» von Schauspielerin Ariela Sarbacher. Im Zentrum der Geschichte steht die Beziehung von Ich-Erzählerin Francesca und ihrer Mutter, die sich entschlossen hat, mittels Sterbehilfe einem schmerzvollen und vielleicht unwürdigen Tod zu entgehen. Der Roman ist als Abschiedsbrief konzipiert, doch schreibt überraschend nicht die «Sterbende» an die Zurückbleibenden, sondern genau umgekehrt.

Francesca erzählt von ihrer Kindheit zwischen zwei Kulturen: vom Aufwachsen in einem Zürcher Vorstadtquartier und den unzähligen Reisen nach Italien, dem Herkunftsland der Mutter. Diese beiden Gegenpole finden sich auch in Sarbachers Erzählstil: mediterran, südlich, leidenschaftlich versus nüchtern, schweizerisch.

Die Beziehung von Mutter und Tochter ist nicht von italienischer Herzlichkeit geprägt: Francesca wächst mit dem Gefühl auf, unnütz und fehl am Platz zu sein. Die Mutter beherrscht jede Situation, so auch Francescas Leben, ist in ihren Handlungen und Äusserungen unvorhersehbar und ambivalent: «Dir fehlt die Konzentration auf der Bühne. Daran solltest Du arbeiten. Es gefällt mir nicht, wie du dich verbeugst! Du warst gut, ich weiss gar nicht, was du hast – du warst eine der Besten deines Jahrgangs!»

Es sind Stellen wie diese, die es so schwer machen, die unerschütterliche Liebe der Protagonistin zu verstehen, die ergeben an der Seite jener Frau bleibt, der sie ein Leben lang vergeblich zu genügen versuchte. Was als Abschied begann, entpuppt sich für Francesca als Neuanfang: Während der vier letzten gemeinsamen Wochen lernt sie ihre Mutter neu kennen, findet gute Eigenschaften, Erklärungen für ihr Verhalten und kann sie ohne Groll gehen lassen.

Die Geschichte des Romans mag ein wenig nach einem Klischee klingen, erst recht, wenn Protagonistin und Autorin einige Gemeinsamkeiten haben. Doch sie lässt die Leserin noch Tage nach der Lektüre berührt, aufgewühlt und zugleich friedlich zurück. Als wäre man mit Francesca und deren Leben weit über das Buch hinaus verbunden. ‹